

In den kleinen Wirtschaften hat der Misthof gewöhnlich eine zu tiefe Lage, die entweder durch das öftere Ausschütten des kurzen Mistes mit der Erde, oder durch absichtliches Ausgraben entstanden ist. Das Regen- und Schneewasser von den Dächern und von der Straße fließt in diese Vertiefung, worin der Dünger schwimmt. Viele loben eine solche Düngerstätte als viel Dünger erzeugend. Wenn von dem beladenen Mistwagen das Wasser herabträufelt, halten sie den Dünger für fett. Oder umgekehrt, sie halten den Dünger, welcher verbrannt und schimmelig ist für ausgezeichnet. Ebenso läßt man den aus den Ställen geschafften Dünger sehr häufig in unordentlichen Haufen auf dem Hofe liegen. Alles dieses zum Nachteil desselben.

Der Dünger soll verwesen, aber weder verbrennen (schimmeln) noch auslaugen, was, wenn er im Wasser liegt, geschieht, wo das zurückgebliebene Mistwasser durch die Luft und Sonne ausgezogen wird (verdunstet) und die düngenden Teile verloren gehen. Die Fäulnis wird nur durch die verhältnismäßige Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme bewirkt. Ist zu viel Feuchtigkeit vorhanden, dann erfolgt keine Gährung und der Mist bleibt roh. Fehlt es an Feuchtigkeit, dann verbrennt der Mist und seine wirkenden Teile werden zerstört und gehen dadurch verloren. Liegt der Dünger in großen Haufen mit Vertiefungen dann erfolgt die Gährung nicht gleichmäßig, denn mitten im Haufen wird er wegen zu vieler Wärme verbrennen, die Seiten aber wegen Mangels daran, und weil die Luft ihn dort zu sehr austrocknet, roh bleiben. Der Dünger soll deshalb weder zu naß noch zu trocken sein. Man fülle deshalb die zu niedrig gelegenen Misthöfe aus und leite das zufließende Wasser ab, und ist dies anders nicht möglich, wie z. B. in Städten bei engem Hofraum, dann muß das Regenwasser durch Rinnen an den Dächern aufgefangen und so abgeleitet werden. Man schäue diese Kosten nicht, sie werden durch den besseren Düng bald erstattet. Man glaube auch nicht, daß durch die Mængung des Düngers mit Waldstreu oder Stroh, was bei den nassen Düngstätten häufig geschieht, die dadurch erfolgte Vermehrung des Düngers ein Vorteil erlangt wird. In der Regel wird der Acker dadurch betrogen, indem dieser magerer Dünger nicht stärker als guter auf den Acker gebracht wird. Wird der Dünger, besonders im Sommer bei anhaltend trockenem Wetter, oder in den Schafställen im Winter bei vielem trockenen Futter und starker Streu zu trocken, und ist deshalb dem Verbrennen ausgesetzt, dann begieße man ihn mit Jauche, oder in deren Ermangelung mit reinem Wasser, löse ihn dadurch und bewirke die erforderliche Gährung. Besonders ist der Pferde Dünger dem Verbrennen leicht ausgesetzt, weil der Urin gewöhnlich abläuft und den Kot nicht befeuchtet, auch dieser Dünger schon an und für sich hitziger ist, als der vom Rindvieh.

Verschiedenes.

— [Ein Opfer des Spiels.] Ein junges Ehepaar aus einer größeren süddeutschen Stadt verfiel nach der üblichen italienischen Hochzeitsreise auf den unglücklichen Gedanken, die Rückfahrt über die Riviera mit Aufenthalt in Monte Carlo zurückzulegen. Der Gatte, welcher Procurist eines bedeutenden Ansfuh.hauses ist, hatte während seines Aufenthaltes in Italien namhafte Beträge bei verschiedenen Kunden seiner Firma eingezogen, im ganzen mehr als 40 000 Frs. In Monte Carlo übergab er diese Summe seiner jungen Frau zur Aufbewahrung, damit, wie er sagte, er nicht in Versuchung käme, das Geld zu verspielen. Herr W. glaubte jedoch, sich die Zerstreuung des Spiels nicht ganz versagen zu sollen. Er begab sich allein in die Spielsäle und setzte mit wechselndem Glück einige Louisdor, bald gewinnend, bald verlierend. In bester Stimmung kehrte er in den Gasthof zurück, um seine Gattin zu Tische zu führen. Unbeschreiblich jedoch war sein Erstaunen und später sein Entsetzen, als er seine Gattin nicht in dem Zimmer fand und als alle Nachforschungen vergeblich blieben. Mit der Frau war auch die Handtasche mit dem oben erwähnten Gelbbetrage verschwunden. Der bedauernswerte Mann eilte zum Spielkommissar, zur Direktion der Spielhölle, begegnete aber überall verneinenden Antworten, bedauernsdem Mäkeljucken, ohne die geringste Auskunft zu erhalten. Er bereiste nun die ganze Gegend, um die Spur der Verschollenen wieder aufzufinden. Die französischen und italienischen Behörden unterstützten ihn bei seinen Nachforschungen, aber alles blieb vergebens. Niedergedrückt vor Gram und Schmerz kehrte der

Gatte nach Monte Carlo zurück. Als er sich eben anschickte, die Heimreise nach Deutschland anzutreten, trat ein Angestellter des Casinos an ihn heran und teilte ihm mit, daß er seine junge Frau am Spieltisch gesehen habe, wo sie eine Note nach der andern verloren habe. Als sie bemerkte, daß die Tasche geleert war, habe sie in größter Aufregung und Verwirrung den Spielsaal verlassen. Sie ging eiligen Schrittes durch den Park bis zum marmornen Geländer und ehe der Sprecher hinzuspringen konnte, habe sie sich über die marmorne Brüstung gebeugt und sei in der Tiefe verschwunden. Die schrecklich verstümmelte Leiche sei in aller Stille aufgehoben und am nächsten Tage auf dem Friedhofe bestattet worden.

— „Hfffff — o Wetter, der böse Zahn! Nein, solch ein nichtswürdiger Schmerz — und gerade zu meinem Geburtstage! — O Herrrr — jetzt halt ich's nicht mehr aus!“
„Aber, Väterchen, hat sich's denn noch gar nicht ein wenig gebessert?“

„Herr Gott, nicht die Spur — o Himmel — Hm!“
„Hier sind Gratulationskarten angekommen, soll ich sie Dir vielleicht vorlesen?“

„Weinetwegen! O — Herr — Himmel — Hm!“
„Von Herrn Rändler:
Ein jeder Tag, der Dich begrüßt,
Sei Dir so, wie der heut'ge ist!“
„Wetter — das fehlte noch!“

„Von der Tante:
Was heute Schönes Du empfunden,
Empfinde nun zu allen Stunden;“
„Herr — ist die Tante verrückt? — O!“

„Von Herrn Schwieger:
Sei Dir noch lang ein sel'ger Frieden,
Wie er Dich heut beglückt, beschieden!“
„Was weiß der Ekel von meinem Frieden — o — au —
Nur hör mir auf — Kreuzmillion!“

— [Zur Bismarckfeier] regt sich auch des Dichters Genius, Paul Heyse, der besten einer im deutschen Dichterwalde, hat für die Feier des Ehrentages folgenden schwungvollen Hymnus dem Münchener Fest-Komitee überreicht:

Wem soll das Lied erklingen?
Dem Mann, dem keiner gleich,
Der in gewalt'gem Ringen
Uns neu erschuf das Reich.
Zu Schanden ward der Feinde List,
Veröhnt der alte Rußerwitz —
Der das gethan, wir bringen
Den Dank ihm freudenreich.

Wem soll das Lied erklingen?
Dem Mann auf hoher Wacht,
Der Elsaß und Pothringen
Ans Reich zurückgebracht,
Der Trug und Hohn der Welschen brach
Und Rache nahm für lange Schmach
Wir preisen ihn und singen
Von seiner Größe und Macht.

Wem soll das Lied erklingen?
Dem weisen Friedenshort,
Der Diplomatenklingeln
Zerhaut mit blankem Wort,
Das Deutsche Reich, das Herz der Welt,
Hat er zur Gut des Reichs bestellt —
Gott laß es ihm gelingen
Zu Treuen fort und fort!

Wem soll das Lied erklingen?
Dem Helfer in der Not,
Der sprach: Ich will erringen
Der Arbeit Schutz und Brot!
Ihn läßt nicht nach eittem Glanz,
Das Volkwohl ist sein Ruhmestrang
So laßt ihn uns umringen
Mit Liebe bis zum Tod!

Wem soll das Lied erklingen?
Dem besten Mann der Zeit,
Den zu so hohen Dingen
Sein Genius geweiht.
Wo Deutsche je beisammenstehn,
Soll frohgemut sein Lob ergehn
Und trag auf Aderklingen
Ihn zur Unsterblichkeit!

Die Komposition zu diesen Strophen rührt von Professor Jos. Giehl her.

Auflösung der Charade in Nr. 10 des Sonntagsbl.: Griesgram.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

N^o 11.

Samstag, den 14. März.

1885.

Schloß Falkeneck.

Novelle von Oskar Berkamp.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

„Sie sind wohl einer von den Hochzeitsgästen, hahaha; ich seh's an der feinen Tournüre — wohl gar der hohe Bräutigam selber. Da könnte ich ja gleich mein Wechseln an den Mann bringen — leute auf die Summe von fünfzehntausend Mark, eine Bagatelle für einen italienischen Prinzen hahaha . . . Aber wie ist mir denn? Verzeihung, die Dämmerung und das verdamnte Bier in der Dorfkeipe — Sie sind der Fürst nicht, der Fürst hat weiße Haare und die schöne Braut schwarze, wie Sie. Ho, ho, schauen Sie mich nicht so finster an, weil ich die Braut schön finde, viel zu schön für den alten Bräutigam. Ich bin nur ein Makler, und Euch beliebt es Glacéhandschuhe anzulegen, ehe Ihr unser einem die Hand reicht, aber auf das Wohl der jungen Gräfin da habe er doch getrunken, denn die ist eine Perle, und Perlen gehören allerdings in fürstliche Diademe. Soll ich dem jungen Herrn indes sagen, warum die Komtesse eine Perle ist und warum sie den alten Italiener heiratet? Weil sie von ihrem fürstlichen Nadelgeld ganz im Stillen und Verschwiegenen die Wechseln einkassiert will, die ihr toter Bruder gemacht, weil sie das alte Schloß stützen möchte, damit es nicht zusammenbreche über dem greisen Haupte ihres Vaters. Ja, ja, junger Herr, dürfen mir's glauben, so ist's, damit der alte Graf nicht vertrieben werde aus diesen Mauern, legt sich die Tochter dieses Grafen als Opfer auf den Altar. Ich bin nur ein Makler, Herr, aber wenn ich solch ein Kind hätte, das hätte mich gemacht zum reichen, zum stolzen, zum ehrlichen Manne.“

Der Makler verstummt, ich vernehme ein schmerzliches Aufstöhnen und dann die kurz hervorgehobenen Worte des andern: „Ist der Wechsel von fünfzehntausend Mark der einzige, den Ihr zu präsentiren habt?“

„Der einzige, Herr.“
„Es ist gut. Ich bin ein genauer Bekannter des Herrn Grafen und beauftragt, dergleichen Angelegenheiten zu ordnen. Hier meine Adresse, legt mir den Wechsel am Verfalltage vor, er soll Euch ausbezahlt werden, aber ich stelle die Bedingung, daß Ihr das Schloß bis dahin mit keinem Fuße mehr betreten werdet.“

Das Gespräch bricht hier kurz ab, ich vernehme nur noch das unverständliche, in frierender Devotion erforbende Gemurmel des Maklers, und wie ich über den Gang eile, sehe ich im Zwielicht, wie in tiefe schmerzliche Gedanken verloren, die Gestalt des Spielmanns am Portale lehnen.

Ein neuer Morgen bricht an; was wird der Abend bringen der diesem Morgen folgt? Matt scheint die Sonne durch grau Wolken. Es ist gegen Mittag, da fährt Alice aus kurzem Schlafe empor und richtet sich auf. Ihr Antlitz hat etwas seltsam Uebernächtiges, sie scheint mich nicht zu sehen. Veräuschlos, wie eine Nachtwandlerin eilt sie in ihrem weißen Kleide auf die Thüre zu.

„Alice,“ sage ich ihr nachgehend und sanft die Hand auf ihren Arm legend.

„Laßt mich,“ murmelt sie zerstreut, „ich will gehen und will,“ sie streift nachdenkend über die Stirn? „Was will ich denn?“
„Ach ja,“ flüstert sie tonlos, „ich will gehen und meinem Bruder, meinem Vater „Gute Nacht“ sagen.“

„Es ist ja Morgen, Alice.“
„Nein, nein . . .“ murmeln ihre Lippen, indem sie unsicher weiter tastet, „Du siehst es nur nicht, Finsternis spinnst sich dichter und dichter um mich.“ Alice geht weiter; vor den Gemächern Graf Berners macht ihr Fuß halt, sie will eben die schlanke Rechte auf die Klinke legen, da bleibt sie aufschauend stehen. — Graf Werner ist nicht allein, die senore Stimme des Spielmanns schallt deutlich bis zu uns heraus: Sie wissen, Herr Graf, ich bin gegenwärtig nichts als ein wandernder Geiger, irrend von Ort zu Ort; wer aber wandert, thut gut, sich seiner überflüssigen Habe zu entledigen. Sie kamen mir so wohlwollend entgegen, Herr Graf, und ich leide an einem wahrhaften embarras de richesse, mir also, dem fahrenden Spielmann, der nichts weiter bedarf als seinen Stab, und seine Geige, würden Sie einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir gestatteten, eine mir vollständig überflüssige Summe von fünfzigtausend Thalern als erste Hypothek auf Schloß Falkeneck deponieren zu dürfen.“

Tiefe Stille folgte den Worten. Ich stehe zitternd neben der regungslosen Alice und mir schwebt die hohe, stolze Gestalt des alten Grafen und sein trauriges Lächeln vor Augen, als er nun nach dieser atemlosen Pause erwidert: „So zart Ihr Anerbieten mir auch gemacht wurde, mein Herr, die Ehre verbietet mir, Ihre rettende Hand zu ergreifen. Schloß Falkeneck ist nichts als eine Ruine, und Sie verstehen, daß man auf Schlösser keine Hypotheken aufstellt, deren Mauern schwanen.“

„Herr Graf,“ murmelt der Spielmann dringend und bewegt, „und wenn ich mich von Vater an den Sohn wende, wird der Sohn meiner Bitte dieselbe abschlägige Antwort entgegensehen?“

„Dieselbe, mein Herr,“ läßt sich Graf Hubert sonores Organ vernehmen.

„Und Ihre Tochter, Herr Graf?“ ruft der Spielmann, als gälte es das letzte, das Vollwiegendste in die Wagchale zu werfen.

„Diese Tochter bringt Ihnen selbst die Antwort,“ sagt da Alice plötzlich, indem sie bleich, aber mit stolz bewahrter Fassung auf der Schwelle erscheint; die Gräfin tritt auf den Spielmann zu und bleibt dicht vor ihm stehen. „Wie doch sagten Sie?“ murmeln ihre Lippen mit einem schmerzlichen Lächeln — „ach ja... ich weiß,“ flüstert sie tonlos. „Zünftigtand Thal. — Aber diese Summe für ein künstlich Weib ist eine verschwendete Summe.“

Leise, unhörbar für die andern sind diese Worte verklungen. Der Spielmann hat das Gemach verlassen, in dem es so still geworden, daß man das Ticken des Holzwurms im Gefäß vernimmt.

Ich stehe unter der Thür und starre unverwandt nach den drei Zurückbleibenden. Graf Hubert bietet ein Bild selbstbewußter Kraft und männlicher Fassung; anders Graf Werner, sein Antlitz ist zum Erschrecken blaß, er scheint mit einem Mal um Jahre gealtert, und auch seine Stimme hat ihren alten, martigen Klang eingebüßt, als er sich jetzt der Tochter nähert und, die zitternde Hand auf ihren Scheitel gelegt, leise murmelt: „Wie geht es Dir, mein Kind?“

„Unausprechlich wohl, seit ich bei Dir bin, Vater.“

Der Graf wendet sich gerührt ab.

„Hubert wird es Dir sagen, Alice,“ murmelt er erregt. „Nein, ich selbst...“ fährt er fort, im Zimmer auf und ab schwanke, als suchte er sich gewaltsam zu fassen. Und dann plötzlich vor der Tochter stehen bleibend, ernst zugleich, und zärtlich: „Wir haben Deine Verlobung mit dem Fürsten rückgängig gemacht. Alice frage nicht, warum; es ist besser so. Die Welt aber, mein Kind, die redet gar viel, und deshalb wirst Du morgen schon mit Gräfinnen Fräulein eine längere Reise antreten.“

„Eine längere Reise!“ flüstert Alice zusammenzuckend; sie preßt die durchsichtigen Hände sinnend gegen die Stirn.

„Und Du, Vater, und Hubert?“

„Wir bleiben — hier, mein Kind,“ sagt der Graf seltsam bewegt.

„O Vater, Vater — Bruder — wo seh' ich Euch wieder?“ schreit Alice plötzlich auf, und hierauf leiser: — „Wann seh' ich Euch wieder?“

„In einer besseren Zeit, mein Kind, — — — seliger, als wir scheiden.“

„Seliger — als wir scheiden? — Sie entfernt sich geräuschlos — und dann mit einem Mal sich wendend und ihrem Bruder in die Arme fliegend:

„O Hubert — Hubert, warum läßt Du mich gehen! einsam und — allein.“

Nach diesem letzten Ausruf verharrt die Gräfin indes ruhig, sie läßt sich von mir leiten, willenlos wie ein Kind.

Sie genießt sogar mit scheinbarem Appetit bei Tisch von den aufgetragenen Speisen, nur zum Wechsel ihrer Toilette läßt sie sich nicht bewegen. „Bräute gehen in Weiß!“ flüstern ihre Lippen.

Si ihr Gemach zurückgekehrt, verharrt die Gräfin lange brütend, dann plötzlich die Hände ringend und diese gegen die Stirn pressend:

„O ich weiß es, ich weiß es — sie reut ihr junges Leben — aber ich —“

Alice gewahrt mich und hält inne. „Liebe Franken“ sagt sie weich, „Sie wissen, daß ich morgen verreisen soll — in ein — fernes — fernes Land, — da giebt es noch manches zu ordnen. Ich möchte Sie in die Stadt senden, noch einiges zu besorgen... Einer vom Dorf drinnen fährt Sie wohl... gegen ein Trinkgeld. — Der soll die Ponies vor den Wagen spannen — die lieben Ponies,“ flüstert sie leise, „die Hubert und mich so oft als ahnungslose Kinder über die Heide getragen, den alten Diener nehmen Sie ebenfalls mit, er kann Ihnen von Nutzen sein; die graue Dogge ist gewohnt, dem Wagen zu folgen.“

Ich verstehe Alice, großer Gott, wie gut ich sie verstehe — schreibbar willig füge ich mich in ihre Anordnungen. — In der Dämmerstunde harrt der Wagen vor dem Portal. — Keinem Mensch, am wenigsten Graf Hubert und Graf Werner kann es ja auffallen, daß die Gräfin mich vor ihrer bevorstehenden Abreise noch Besorgungen halber zur Stadt schickt.

Ich lehne, von hundert dunklen Vorstellungen gequält im Fond des Wagens; die kleinen Ponies greifen schnaubend aus. Soll ich wirklich hinein in die Stadt, feig dem allen entfliehen? Nein, nein, es läßt mir keine Ruhe, ich lasse den Kutscher halten

und steige aus, und ihm erteile ich den Befehl, weiter zu fahren, gleichviel wohin, gleichviel wie lang. Die Luft weht schwill und beklemmend. Staubwolken hüllen mich, die einsame Wandin auf der Landstraße, ein bei jedem Schritt, dem ich vorwärts strebe. Es wird schon dunkel, man sieht nicht mehr auf die Entfernung von sechs Schritten. Als ich in den Schloßhof einbiegen will, kommt mir ein Bauer atemlos entgegengeflürzt.

„Was ist, um Gotteswillen, was ist?“ stammele ich, dem Manne den Weg vertretend; der starrt mich an und flöttert unzusammenhängend; „Ich soll zum Doctor, aber zum Doctor ist's weit, und bis ich hinkomme, da wird's wohl vorüber sein mit dem alten Herrn.“

„Mit dem alten Herrn, barmherziger Gott, was geschah? Aber so reden Sie doch,“ rufe ich.

„Ja wie es kam, weiß ich eigentlich selbst nicht so recht,“ erwiderte der Gefragte, „den Grafen Werner hat's hingestreckt, wie vor Jahren den alten Turm, droben liegt er im Saal und ein Sammer faßt einen, wenn man's mit ansieht. Graf Hubert, der bleibt so still, das einen graut, die junge Gräfin aber, die scheint wie irr, sie glaubt nicht anders, als daß ein Stein von der morchen Schloßmauer den Vater erschlagen, und es ist doch nicht so.“

Ich stürze an dem Unglücksboten vorüber.

Wie ich über den Schloßhof gelange tönen mir fremde Stimmen entgegen, und ich darf nicht einmal teilnehmend in dieser Stunde Alice zur Seite stehen; still im Verborgenen muß ich harren, ob es nicht wenigstens meinen schwachen Kräften gelingen will, das Vergste zu verhüten, denn ich kenne die Gräfin, das neue, unerwartete Weib, das sie traf, der Schmerz, der ihr die Bestimmung, die Vernunft raubt, das alles wird sie jetzt noch mehr denn zuvor vom dunklen Gedanken zum dunklen Entschluß treiben, sich und die ihrigen unter den Trümmern Schloß Falken- ecks zu begraben.

Die Zimmer der Komtesse scheinen wie ausgestorben. Ringsum lastende, schwüle Stille, ich verberge mich hinter einer der lang herabwallenden Portieren und harre laut schlagenden Herzens dem Kommenden entgegen.

Horch, klingt das nicht wie schwebende Tritte, wie das Rauschen einer Schleppe über die Dielen? Ich habe mich nicht getäuscht. Es ist Alice. Sie gleicht einer Nachtwandlerin in dem weißen Kleide, mit dem blutlosen Gesicht, mit den langgelösten Haaren. Ein Flambeau vom Feste der letzten Nacht hält sie in den Händen, das flackert so unstät im Lufthauch, das züngelt so gierig nach der schwanfenden Gestalt und so unheimlich beleuchtet es die leblosen, gleichsam versteinerten Züge. Alice steht still, sie blickt in die Nacht, in den Mondesglanz hinein, als sähe sie draußen ein Bild, und dann summt sie plötzlich mit leiser Stimme vor sich hin:

„Ich seh es schimmern im Mondenschein,
Sie bringen ihn getragen,
Die stolzen Hallen — sie sanken ein,
Den Ritter — hat's — erschlagen.“

Schluss folgt.

Ein Erzfeind unseres Volkes.

Der selige König Friedrich Wilhelm IV. pflegte, wenn er ein Todesurteil unterschreiben sollte, zuerst jedes Glied des Ministerrats besonders zu fragen, ob es mit der Unterschrift einverstanden sei, und auch dann, wenn alle ihr Jawort gegeben, sind ihm wohl die Thränen aus den Augen gebrochen, und er hat flehend zum Himmel geblickt, ehe er den verhängnisvollen und doch, wenn die Strafe gerecht ist, völlig dem Worte Gottes gemäßen Federstrich that. Nun, so soll auch ein jeder Beamte es wissen, daß er mit seiner Unterschrift zur Eröffnung einer Brantweinchenke oft ein Todesurteil unterschreibt. Ja, wenn er mit einem Blick den ganzen Sammer überschauen könnte, der nach etwa 50 Jahren durch solch eine Schenke angerichtet worden ist, er würde sich gewiß schwerlich zu einer Nachgiebigkeit verstehen. Wenn ich gewissenhaft nachdenke, schreibt ein Prediger, und mich ernstlich vor Uebertreibung hüte, kann ich folgendes als Thatfache angeben: Ich habe mindestens 12 Selbstmörder sterben sehen, die entweder in trunkenem Zustande sich wirklich das Leben genommen, oder doch durch den Trunk frühzeitig ums Leben gekommen sind. Nicht weniger sind mir persönlich begegnet, die im Trunk Mörder an anderen geworden sind, ent-

weder an Weib und Kind, oder an ihren Sausfrüßern, mit denen sie in Streit gerieten.

Einmal habe ich ein armes Mädchen begraben, das der betrunkene Vater zugleich mit der Mutter, die es krank auf dem Arme hielt, in der Winternacht vor die Thüre warf. Die Mutter lauert blutend vor der Thüre hin, sie will sich nicht zu andern Leuten flüchten, aber bald hält sie eine Leiche im Arm. — Ein andermal habe ich einem wütenden Säufer in den Arm fallen müssen, der seinem Weibe mit einer Schuhbürste den Hals absägen wollte, ein Messer — schrie er — wäre zu gut für sie. — Ein andermal mußte ich mit einem betrunkenen Vater auf Tod und Leben ringen, der mit einem Stuhl wütend auf Weib und Kind einschlug. — Fast alle diese Wüteriche waren wie Säumer in nüchternem Zustande.

Die Bilder, welche im Vorstehenden entworfen wurden, sind leider bekannt genug, ebenso bekannt ist der Zusammenhang zwischen Schnaps- und Zechhaus und nicht minder der Weg aus dem Brantweinhaus ins Irrenhaus.

In der Kompagnie.

Eine militärische Plauderei.

Das ist ein Vierteljahr her und etwas mehr, da marschierten in den Straßen der Garnisonstädte ganze Trupps von jungen Leuten einher, mit Bündeln, Paketen, Kisten zc. beladen: Die Rekruten. Aus der dunklen Masse bligten in regelmäßigen Zwischenräumen die Helme der begleitenden Mannschaft, das einzig muntere, denn die Gesichter der zukünftigen Vaterlandsverteidiger schauten nicht gerade „sörich“ in die Novemberluft hinein: Abschied vom Hause, Vangan vor den Drillmonaten stand darin geschrieben. Dem Betrachter fiel wohl Wilhelm Hauff's schönes Lied ein: „Als ich zur Fahne fortgemüßt, hat sie so herzlich mich geküßt.“ — — — Und jetzt kann man dieselbe junge Schar wieder beobachten, wenn man sich die Mühe geben will, sie aus der Kompagnie herauszufischen, die in Linie aufmarschiert steht. Viel ist in den verflochtenen Monaten geschaffen: Das Rohmaterial, welches zur Kompagnie kam, ist ausgebildet und für das Heer erzogen worden. Eine schwere Aufgabe! Die Pflicht ihrer Erfüllung ruht auf dem Hauptmann und Kompagnieführer. Ihm wird vom Staat der Bauernburich, der Handwerksgefell, der Arbeiter übergeben; aus seiner Schule empfangen die höheren Truppführer den fertigen, für ihre Zwecke brauchbaren Soldaten. Der Hauptmann ist nicht nur ein Vorgesetzter, er ist auch der Erzieher seiner Leute, er kennt jeden Mann und seine persönlichen Verhältnisse. Hier allein herrscht eine Beziehung vom Menschen zum Menschen von den höheren Führern aber gilt das Wort Wallensteins: „Denn nur die Fahnen zählt der strenge Blick des Feldherrn; er bemerkt kein einzeln Haupt.“

Betrachten wir jetzt den Hauptmann in seiner Thätigkeit. Die Kompagnie steht in Linie, vor der Front der Hauptmann mit seinen Offizieren, das Pensum des heutigen Dienstes besprechend. Er ist fertig. Ein kurzes: „Ich bitte die Herrn einzutreten,“ streng höflicher Ton, und die Angeredeten eilen an die Flügel ihrer Züge. Der Hauptmann wendet sich der Kompagnie zu, die noch in der bequemen Haltung „des Gerührtseins“ verharrt; aber schon geht durch die Reihen eine vibrierende Bewegung, denn der Chef hat den Degen gezogen, jetzt das Paraderwort „Stillgestanden“ und „lautlos steht die Front.“ Dieses „Stillgestanden“, das den Menschen in Stein verwandelt, hat Hackländer schon vor 40 Jahren bewundert. Es folgt die mühselige Arbeit des Richtens. Immer wieder gehen die gehelmten Köpfe nach rechts, bis die lebendige Mauer mit der Korrektheit einer Linie gerichtet steht. Folgen die Griffe! Ein kurzes Kommandowort, ein Aufblitzen von 120 Gewehren in der Sonne, dann regungslose Ruhe, das heißt von seiten der Kompagnie; um so lebhafter ist der Hauptmann. Unaufhörlich umkreist er die Kompagnie, an seiner Seite der Feldwebel mit der Brieftasche, prüfend, urteilend, tadelnd.

Jetzt bricht er los: „Natürlich wieder Schmidt. Feldwebel, notieren Sie den Mann zu einer Stunde nachgezogen. Ich bitte mir aus, daß Sie sich zusammennehmen.“ Bald lobt er eine Bewegung, die gut ausgefallen ist, bald fährt er donnernd und wütend in eine Sektion, die durch ihre Unachtsamkeit das ganze verdirbt. 10 und 20 mal wird wiederholt, was noch nicht klappt, denn die Reste von zwei alten Jahrgängen und die Rekruten vom November sind in der Kompagnie vereinigt und

müssen erst im Feuer des Dienstes zu einem ganzen verschmolzen werden. Bei den Marschbewegungen ist das wesentliche die Reinlichkeit des Trittes: „Ich will nur einen Tritt hören.“ Endlich das schwere: Einschwenken aus der Linie mit Zügen oder gar Schwenken in der ganzen Kompagniefrent. Lange wird vergeblich geübt, immer wieder wirft ein Borneswort des Hauptmanns die Mannschaft in die alte Linie zurück. Noch ein Versuch! „Führung mit dem Nebenmann halten“, ruft der Hauptmann. Mengstlich blicken die Lieutenants aus der Front heraus nach rechts und links, ob auch die Linie sich nicht verschiebt, die Unteroffiziere leuchten, denn wenn es in der Kompagnie gewittert, sind sie die Bligableiter; aber es glückt endlich. Der Hauptmann ist zufrieden, „Rührt Euch.“

Während die dampfende Mannschaft sich ausruht, werfen wir einen Blick auf das Publikum um uns, das die Uebungen verfolgt. Und wie es dieselbe verfolgt! Nirgends kann man besser sehen, wie tief die militärischen Neigungen unserm Volke im Blut sitzen, als wenn man diese gelegentlichen Kritiken verfolgt. Und mit welchem Selbstgefühl belebt der gebiente Mann den Nachbarn ohne militärische Vergangenheit, und ist das ja ein glücklicher Vater, der einen hoffnungsvollen Sprößling in der Kompagnie hat, so giebt es noch Extralehrungen. — Während dessen hat sich die Kompagnie zu der gewöhnlichen Schlussbewegung, dem Paradeaufmarsch, formiert, aber nun ist auch alles erlöst und matt und wie ein Erlösungswort klingt endlich das lang ersehnte: „Kompagnie entlassen!“

Saus- und Landwirtschaft.

[Wasserdichte Mauern.] Ransome in London überzieht die Außenfläche der Gebäude so lange wiederholt mit einem Anstrich von Natron-Wasserglas, bis die Steine damit gesättigt sind. Die Konzentration der Wasserglaslösung richtet sich nach der Beschaffenheit der Steine. Für poröse Steine wird eine stärkere für dichtere eine schwächere Lösung angewendet. Nach vollständiger Absorbierung des Wasserglases wird eine Lösung von Chloralkalium aufgetragen, die mit dem ersteren eine unlösliche Verbindung bildet, welche alle Zwischenräume der Steine ausfüllt, ohne deren äußeres Ansehen zu verändern.

[Heuzwieback für Pferde] schreibt die „Dresdener landw. Presse“ ist ein nicht unbeliebtes Pferdefutter; es wird in Frankreich folgendermaßen bereitet: Heu und Stroh werden auf der Hackelmaschine möglichst fein geschnitten, mit gemesschem Hafer, Roggen oder auch einer Quantität zerstampfter Bohnen gemengt; das Gemenge wird alsdann mit einer Abkochung von Leinsamen übergossen, tüchtig durchgemischt und mittelft einer Preßvorrichtung in flache, dem Rapskuchen ähnliche Tafeln gepreßt. Das Verfahren verdient in mancher Beziehung volle Beachtung; erstens läßt sich den Pferden in dieser Form bei angestrengter Arbeit leicht und schnell eine kleine Erfrischung reichen, auch läßt sich auf diese Weise den Pferden das Futterquantum viel leichter zuzumessen, und namentlich wird es den Knechten unmöglich gemacht, in beträchtlicher Weise das Futterkorn zu verkaufen.

[Kälberzucht.] Eine Verkehrtheit, welche in vielen Gegenden bei der Aufzucht der Kälber immer noch vorkommt, besteht darin, die erste Milch, welche sich in dem Euter der Kuh, die soeben geboren hat, wegzuschütten. Diese erste Milch, welche sich durch eine gelbliche Farbe auszeichnet, enthält denjenigen Stoff, welchen die Natur dazu bestimmt hat, das Lösungsmittel für die im Magen des neugeborenen Kalbes befindlichen Verhärtungen, den sog. Darmkot zu sein. Man hat immer beobachtet, daß diejenigen Kälber, denen man die erste Milch nicht gegeben, längere Zeit hindurch ein rauhes, struppiges Haar und ein mattes glanzloses Auge behalten, während diejenigen, welche durch den Genuß der ersten Milch von ihrem Darmkot befreit werden, sich bald hären und dann ganz gut entwickeln.

[Die Aufbewahrung des Düngers] ist von ebenso großer Wichtigkeit, als die Erzeugung desselben. Hierin geschehen noch die meisten Mißgriffe. Die Düngerrätte muß eine wenig vertiefte Lage haben, von der jeder überflüssige Wasserzufluß abgehalten werden kann. Der dorthin geschaffte Dünger muß eine ebene Fläche bilden.